

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

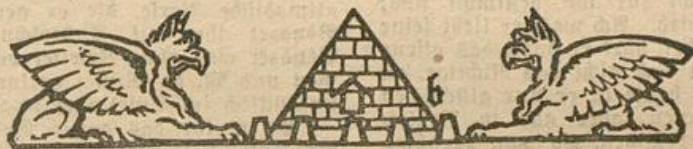
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

7.7.1929 (No. 27)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 27



7. Juli 1929

M u s s e t i n B a d e n = B a d e n

Alfred de Musset (1810—1857) gehört zu den französischen Romantikern. Neunzehnjährig war er als poetisches Wunderkind, als Spötter und Lebemann der Liebling der Gesellschaft. Er vergaß die in einem Lotterleben Kraft und Gesundheit. Mit der unglücklichen Liebe zu George Sand verliert er ohnehin schwacher Charakter jeden Halt. Um dieser Liebe zu entgehen, unternimmt er eine mehrwöchentliche Reise nach Baden-Baden. Wir entnehmen darüber die folgenden aufschlußreichen, in Baden, in der Nachbarstadt Karlsruhe interessierenden Ausführungen einem Vortrag von M. Gerard Bauer, der in der französischen Zeitschrift „Conférencie“ im September 1928 veröffentlicht worden ist. Es ist für Musset bezeichnend, daß er, um vor seiner Liebe zu fliehen, den Aufenthalt im Badebad einem einsam gelegenen Dorf vorzug. Auch hindert ihn — den seine Freunde als großen Elegant bezeichneten — sein tiefer Schmerz keineswegs daran, für den Aufenthalt in Baden-Baden die ersten Schneider von Paris in Arbeit zu setzen, wenn es ihm auch vorerst unklar war, wann und wo er sie bezahlen sollte.

*

Ende August 1834. Die Saison, die im Juni beginnt und im Juli ihren höchsten Glanz erreicht, ist schon vorgerückt. Musset hatte also keine Mühe, ein Appartement zu finden, das ihm behagte. Es kostete ihn 5—6 Gulden (das ist 12 Francs) täglich, um behandelt zu werden wie ein Fürst. Sicherlich faßte Musset die Geldfrage großzügig auf. Man kann sich denken, wie ihm dabei zumute war. Man mag noch so verliebt sein: eine Ortsänderung, die Ankunft in einem eleganten Badeort, ein Hotel mit allem Komfort, das ist aufmunternd und führt einen ins wirkliche Leben zurück. Man sieht Musset am offenen Fenster, wie er die weichen Umrisse der benachbarten Berge betrachtet, des „Brühl“ oder des „Haeslich“ (?), das kleine silbrige und neidische Fläschchen Dos, die Säulenhalle der Trinkhalle und vor dem Hotel einen Wagen mit weißen Pferden, aus dem eine hübsche Dame steigt: eine Unbekannte. Ein Augenblick der Träumerei. Madame Sand ist nicht sehr fern, aber sie ist doch auch nicht völlig da. Ah, wie balsamisch und stärkend ist die Luft, sie bekommt einem besser als der heiße Hauch von Venedig oder der Staub von Paris. Eine Schwarzwälder Uhr läßt ihr hartes Lid Tack hören und schlägt die Stunden an. Schon drei Uhr. Alfred de Musset verläßt seinen Balkon, zieht sich ins Zimmer zurück und öffnet sein Gepäck. Hemden und Jabot, Frack, Jacketts, Weinleider und Sammtwesten, Toilettenwasser, Patschuli von Legend, das er besonders bevorzugt, (es ist das Parfüm von Madame Sand), Zigarren, (er wird niemals die schrecklichen deutschen Zigarren rauchen), Briefpapier, einige Bücher. Da ist das Exemplar von „Relia“, das George Sand ihm gegeben. Warum hat er es eigentlich mitgenommen? Er setzt sich auf sein Bett und läßt das Auspacken vorerst sein. Er betrachtet die beiden Relia-Bände. Auf dem ersten steht in einer klaren, ihm wohlbekannten Schrift: „Meinem Herrn Hanshuben, Alfred de Musset“; auf dem zweiten von derselben Hand: „Dem Herrn Grafen Alfred de Musset mit dem ehrfurchtsvollsten Respekt seiner ergebenen Dienerin“. Vom Hanshuben zum Grafen! Eine hübsche Fronte spricht aus diesen beiden, am selben Tag geschriebenen Widmungen.

Manchmal verstand sie doch von köstlicher Ursprünglichkeit, von verführerischer Anmut zu sein, seine Georgeot! Träume . . . Er sieht sie vor sich, so wie er sie gezeichnet hat eines Nachmittags im Jahre 1833: von hinten den gestickten Bolero ena um die schmale Taille, im Faltenrock, das Gesicht halb zurückgewendet von ihrem Fächer, die braunen Haare vom Neck zusammengehalten, mit etwas schwermütigen schmalen Augenbrauen wie ein japanisches Profilbildchen. Ah, das reizende Geschöpf. Welcher Schwall von Erinnerungen! Sie ist wirklich eine schöne Geliebte, Alfred de Musset sitzt mit verlorenem Blick, die beiden Relia-Bände lässig in der weißen Hand. Alfred de Musset bedauert, Madame Sand in den Armen von Pagello gelassen zu haben. Als er krank und müde war, war ihm diese Gleichgültigkeit höchst leicht erschienen. Er schrieb freundschaftliche Briefe an seinen Nachfolger: „Nieber Pagello!“ Aber jetzt ist er allein. Warum ist sie nicht hier, warum hat er sie diesem italienischen Pflasterkasten überlassen? Der Graf Musset hat ein bitteres Gefühl im Herzen.

Ah was, man wird schon sehen! Er steht auf. „Relia“ wird auf den Nachttisch gelegt. Er macht sich schön. Man ist im Badeort, man braucht nur in den Tanzsaal zu gehen und das Vergnügungsprogramm zu studieren. Er geht hinunter und ist mit einigen Schritten im Park. Hundertjährige Bäume und englischer Rasen, selbst die Natur trägt hier das Zeichen des Reichtums. Sie ist nicht vernachlässigt; man pflegt sie aufs üppigste. Das Geld rollt auch über diese Rasen und Blumenbeete, zwischen denen mit gleichgültigen Mienen die Damen mit seidnem Spenser, mit Stoffschuhen, samtgarnierten Strohhüten und kleinen Sonnenschirmchen promentieren. Schöne Frauen aus Amerika, Deutschland, Wien, London und Moskau. Auch einige Französinen sind darunter. Alfred de Musset betrachtet sie, wie ein Geck Damen betrachten muß: indem er sie nicht zu sehen scheint, mit abwesendem Blick.

Jenseits einer großen Wiese steht ein langes Gebäude mit Säulen: das weit berühmte Konversationshaus, das Haus, in dem die Spiel- und Unterhaltungssäle von Baden untergebracht sind. Hier trifft sich alles, was einen Namen in der aristokratischen und auch in der galanten Welt Europas hat, am Roulettetisch. Hier, in diesem Theater, sah oder sieht man alle Berühmtheiten des Jahrhunderts neben solchen, die es nie geworden sind, von Thalberg bis Bizet, von der Malibran bis Jenny Lind, von Duprez bis zur Albani. Musset geht noch nicht ins Kurhaus, es ist jetzt nicht die Stunde dafür. Man hält sich jetzt vor dem Haus auf und auf einem mit Orangebäumen beplanten Platz, sowie auf einer Allee, die durch den Park führt und die von einem ganzen Bazar von Verkaufsbuden umsäumt ist. Händler in der Tracht ihres Landes bieten alle möglichen Waren feil. Der Handwerker aus dem Schwarzwald verkauft seine Holzuhren, der Tiroler preist eine Menge Gegenstände aus Kamelhaut und Hirschhorn an, der Ungar verkauft seines Leinen, der Böhme breitet seine reichen Kristallschäße aus. Dann findet man hier französische Galanteriewaren, Spielzeug, Parfümerien und Zigarren. Vor den Buden stehen runde Tische, an denen sich bisweilen die Spaziergänger niederlassen, um zu plaudern oder eine Partie Schach zu spielen. Um die Spielenden eine Reihe gespannter Zuschauer. Musset

wandert durch den musikdurchflungenen Park. Die Luft ist weich und wohlthuend. Aber mit alldem ist Herr de Muffet nicht zu gewinnen. Um fünf Uhr, noch ehe der Abend hereinbricht, geht er ins Hotel zurück. Er speist ganz allein zu Abend. Man bringt das Badeflatt, die Zeitung Baden-Badens. Ein Anzeigenteil, die Fremdenliste und Vergnügungsankündigungen machen den Hauptteil aus. Dann noch einige Nachrichten aus Paris. Aber keine Politik, Herr de Muffet hätte sie auch nicht gelesen; er hat sie nie geliebt.

Es ist kaum sechs Uhr und das Abendessen vorüber. Muffet geht auf sein Zimmer. Ein dickes badisches Zimmermädchen hat seine Sachen aufgeräumt und das kleine Medaillon von George Sand verlegt. Diese Mädchen sind doch überall gleich neugierig! Und nun, was tun? Wieder spazieren gehen. Das meiste Leben ist jetzt, ehe es Abend wird, auf der Pachtentaler Allee. Er geht auch dahin. Es ist ein milder Abend, die Sonne spielt noch im Gezweig. Paare promenieren vorüber und bleiben plaudernd bei einem Kavaliere stehen. Wagen rollen auf der Straße, man sieht die Berühmtheiten des Ortes: Prinzen incognito, Adels aus London und Berlin, Sängern aus Paris. Jene dort hat gestern abend 5000 Gulden an der Roulette gewonnen, welches Glück!

„Gehen Sie jetzt ins Konversationshaus?“ „Ja, meine Liebe.“ „Oder ins Theater, Fräulein... spielt ausgezeichnet.“ Monsieur de Muffet entnimmt aus solchen Gesprächen der Vorübergehenden Pläne, hört Verabredungen, die nicht für ihn bestimmt sind; Pläne, an denen er nicht teilnehmen wird. Ach was, er liebt seine Einsamkeit! In das Hotel zurückgekehrt, hört er durch das offene Fenster den Lärm der Straße. Es ist doch nicht das Nichtige, an einem Vergnügungsort allein zu sein, heute ist er nur glücklichen Paaren begegnet. Viel hübsche Frauen, aber alle in Begleitung. Mit 24 Jahren aus Paris zu kommen, wo man berühmt, begabt und geliebt war, und nun einsam in Baden-Baden zu trauern, das ist der Höhepunkt des Mißgeschicks. — — —

Dies alles, vermute ich, hat Alfred de Muffet empfunden und gedacht. Es läßt sich alles so leicht erraten, man braucht sich nur im Geiste in seine Lage zu versetzen.

Am andern Morgen erklärte der Hotelportier dem neuen Ankömmling die üblichen Spaziergänge, zuerst die, die man in einem Vormittag erledigen konnte: nach dem alten Schloß, den Geroldsauer Wasserfällen, nach der Favorite. Und wenn der Herr Graf über mehr Zeit verfüge, konnte man ihm ausgezeichnete Wagen zur Verfügung stellen zu Ausflügen in den Schwarzwald, ja, selbst bis nach Konstanz. Muffet begnügte sich mit der Wanderung nach dem alten Schloß, dessen Ruinen auf die Stadt herabsehen. Er ging die Allee entlang, wo Nazien ihren schmerzlichen Duft verbreiten, und erreichte den Torbogen des alten Schlosses, über dem das Wappen der Markgrafen, in Stein gehauen, grüßte.

Muffet warf einen Blick auf den Eingang zu einem unterirdischen Gang, der zur Zeit der Hermanns und der Rudolf das Schloß mit einem Kapuznerkloster verband. Niemand erzählte ihm die alte Sage, daß, als ein Markgraf von Baden, der auf dem Weg durch diesen unterirdischen Gang einen Fuchs ausgestoßen hatte, die Decke des Gewölbes auf den Frevler herabgestürzt war. Nach einer solchen Legende hätte Byron einen anderen Gefangenen von Chillon geschrieben und hätte sich eine ganze Nacht lang in dies Gewölbe einschließen lassen. Muffet denkt nicht an dergleichen. Seine Gedanken waren sicher anderswo. Noch ein einsamer Nachmittag, ein ebensolcher wundervoll milder Abend, dann noch ein zweiter, also eine dauernde Einsamkeit. Der Liebende hielt es nicht mehr aus und schrieb am 1. September an Mme. Sand einen Brief voll sinnloser Glut:

„Ich liebe dich, Angebetete, bis zum Sterben. Nein, ich werde nicht genesen, nein, ich will gar nicht versuchen zu leben, ich will lieber sterben an der Liebe zu Dir, als weiterleben. Es ist mir ganz einerlei, was die andern sagen. Sie werden sagen, Du habest einen andern Liebhaber. Ich weiß es wohl und ich sterbe daran, aber ich liebe, liebe, liebe. Wer kann mich hindern, Dich zu lieben! . . .

Oh, meine Geliebte, ich habe eine Bitte an Dich. Geh an einem schönen Abend bei Sonnenuntergang allein hinaus aufs Land. Setz Dich unter eine grüne Weide, schau nach dem Westen und denk an Dein armes Kind, das stirbt.“ Er bittet sie um einen Brief, in dem nichts steht als Liebe: „Ach, es ist schrecklich so zu lieben. Welche Sehnsucht, meine George, welche Sehnsucht habe ich nach Dir! Ich bitte Dich um den Brief, ich sterbe, lebe wohl. Nach Baden (Großherzogtum) bei Straßburg, postlagernd. Du mein Leben, ich drücke Dich an mein Herz, meine George, meine schöne Geliebte, meine erste, meine letzte Liebe!“

Solche Briefe schreibt man oder würde man schreiben, wenn man verliebt, allein im Bade und 24 Jahre alt ist. Und wahrhaftig, ich will nicht das bequeme Mittel der Ironie gebrauchen, aber man darf wohl sagen, daß, nachdem Muffet diesen Brief einmal geschrieben hatte, er nicht im geringsten daran dachte, sich zu töten. „Dichtung ist Befreiung“, sagt Goethe, der sich gut in den Vorwänden zum Selbstmord auskannte. Auch Briefe sind eine Befreiung. Sicher war Muffet nach diesem Briefe nicht geheilt, aber gewiß dachte er nicht mehr daran, sich unter einer Weide des Parks zu töten. Er ging ins Konversationshaus, um zu spielen.

Dessen sind wir sogar gewiß, denn er hat es in dem berühmtesten Gedicht „Une bonne fortune“ gebeitet. Das Konversationshaus, ein wundervoller Platz, vereinigte die Spielsäle, die Tanzsäle, ein Theater, die Bibliothek und ein sehr besuchtes Restaurant, wo man so gut speiste wie in Moskau. Ein Franzose hat dies Haus bauen lassen, das den Ruhm Badens begründete und erhält. Es war M. Bénazet, ein Mann von ebensoviel Geschmack wie Erfindungsgabe. M. Bénazet war, wie die Chronisten seiner Zeit berichten, in der Schule der Männer der Restauration ausgebildet worden. Er war der Freund von Martignac, von Perrottonet und von allen Berühmtheiten seiner Zeit. Im Winter hielt er offenes Haus in seinem Besitztum in Paris. Im Frühling und im Sommer leitete er die Saison Baden-Baden, machte das Programm der Feste und Spiele. Er empfing Fürstlichkeiten und Berühmtheiten, er sorgte dafür, daß die Verpflegung gut, die Bälle glänzend und das Spiel einträglich waren. Man sieht, es ist keine Erfindung, es gab damals, um 1830, Könige in den Badeorten wie heutzutage. Aber eines hat Herr Bénazet versäumt: den jungen modernen Dichter irgendwie zu begrüßen, der nach Baden gekommen war, um sich von seinem Kummer zu erholen. Diese Unterlassung ist wohl schuld daran, daß Muffet keinen guten Eindruck vom Konversationshaus hatte: „Eine Art Scheune mit einem Säulenvorbau, von einer Unformigkeit, für die ich keinen Namen weiß, ein Heuschäfer, ein Bastard des Parthenon.“ Und er dichtet über das Spiel ein paar moralische und altmodische Verse, die er gewiß nicht verfaßt hätte, wenn M. Bénazet ihn mit Auszeichnung empfangen hätte. Aber M. Bénazet war ohne Zweifel von den Fürsten in Beschlag genommen und M. de Muffet verlor sein ganzes Geld; denn man kann unglücklich im Spiel und unglücklich in der Liebe sein.

Er verlor das ganze Geld, das ihm seine Mutter für den Badeaufenthalt gegeben hat. Was tat's! Sie denken gewiß, daß für jemand, der schreibt, er wolle sich töten, ein Unglück mehr oder weniger nichts mehr ausmacht. Aber Muffet war verzweifelt, er verließ sein Zimmer, um sich in irgend ein Abenteuer einzulassen: mit dem Tod, dem Ruin oder einer schönen Unbekannten.

„Il me faudrait pourtant, me disai — à moi même,
Qu' une permission de Notre Seigneur Dieu,
Pour qu' il vint à passer quelque femme en ce lieu,
Les bosquets sont déserts, la chaleur est extrême.
Les vents sont à l' amour, l' horizon est en feu;
Toute femme, ce soir, doit désirer qu' on l' aime.

Er stellt sie sich sogar vor:

Une ronde fillette, échappée à Teniers,
Ou quelque ange pensif de candeur allemande,

oder auch, welch hübsche Träumerei,

De paresse amoureuse et de langueur voilée,
Dans ses doigts inquiets tourmentant une fleur,
Le printemps sur la joue et le ciel dans le coeur.

Unglücklicherweise und trotzdem Alfred de Muffet, als er einige Jahre später dies Gedicht schrieb, von Glück gesprochen hat, ist dies nur symbolisch und der nachdenkliche Engel kam an jenem Abend nicht vorüber. Der unglückliche Dichter setzte sich vor eine Eisenbeinigel und versuchte das Glück und vergab alles, den gleichgültigen Blick und die Miene höchster Eleganz. Sicher war es spät, als er heimkehrte und im Schatten des Parks den Namen George Sand flüsterete.

Mme. Sand jedoch, als sie seinen feurigen Brief erhielt, war äußerst gelangweilt. Er gab das nicht, was sie erwartet hatte. Sie hatte ein Kind abreißen sehen, das sich vernünftig in das Ende dieser Liebesidylle geschickt hatte, und sie hatte ihre Leidenschaft in eine schützende Zuneigung verwandelt. Und nun war er plötzlich wieder in Flammen! Wie unangenehm, wenn Pagello diesen Brief lesen würde. Kaum hatte sie sich selbst etwas beruhigt und war nach Nohant zurückgekehrt, um 8 Stunden täglich zu arbeiten, was sie in Wahrheit allein befriedigte. Sollte dieser Friede wieder gestört werden? Ach, der schreckliche Junge! Sie antwortete ihm sofort: „Ich schreibe Dir von einem kleinen Ort, wohin ich spazieren gegangen bin, allein, traurig, zerbrochen und wo ich Deinen Brief von Baden-Baden lese. Ach, ach, was soll das alles? Warum vergißt Du jeden Augenblick und dies Mal mehr als je, daß dies Gefühl sich ändern mußte und niemand mehr Mißtrauen einflößen sollte!“ Der ganze Brief ist in diesem Ton gehalten. Er ist ein langer Anruf an die Vernunft und spricht von Müdigkeit und Enttäuschung. Mme. Sand gesteht, daß sie jetzt dessen alles müde ist: „Lebe wohl, mein armes Kind! Ach, ohne meine eigenen Kinder, wie gern würde ich mich jetzt in den Fluß stürzen!“ Mme. Sand hat sich aber glücklicherweise so wenig in den Fluß von Nohant gestürzt, wie Muffet in den von Baden. Als er diesen Brief erhielt, war er sehr unwillig. Das war nun auch nicht, was er erwartet hatte, nicht das, was er nötig hatte: ihre Gegenwart oder das Vergessen. Er antwortet am 15. September. Baden hatte ihm seit zwei Wochen nur Wünsche, aber keinen Frieden gebracht. Er liebte sie immer noch und wiederholte es ihr von neuem, aber er gab ihr mit einer reizenden Nativität zu verstehen, daß, wenn er wollte, er recht gut Trost finden könne: „Da sehe ich, zwei Schritte vom Konversationshaus, ich brauche mich nur anzusehen und hinzugehen, um den reizendsten

kleinen Puppen soviel Liebeserklärungen zu machen, als ich will. Und sie werden mich wohl gar nicht so schlecht aufnehmen. Sie werden ganz gewiß hübsch sein und noch sicherer werden sie ihren Liebhaber nicht verlassen, weil sie sich nichts nachsagen lassen wollen. Was Du auch tun und sagen magst, wisse, daß ich Dich liebe, höre es, Dich und keine andere". Es war richtig, was er sagte, für einige Monate. Der Schluß des Briefes ist ergreifend.

"Weil Dein Wort mir fehlt, weil es mir unklar ist, daß diese ganze Freundschaft, alle die Versprechungen anstatt mir einen sanften und heiligen Trost zu gewähren, an schmerzvollen Tagen alle in sich zusammenfallen, weil ich alles verloren habe, sage ich den Tränen ein Lebewohl — kein Lebewohl der Liebe, — denn ich sterbe an meiner Liebe zu Dir, aber ein Lebewohl dem Leben, der Freundschaft und dem Mitleid. Beim Himmel, während ich diesen Brief schreibe, verschleie ich auch mein Herz. Ich fühle, wie es sich zusammenpreßt und sich verhärtet. Lebe wohl!"

George Sand antwortet nicht mehr nach Baden-Baden und Muffet dachte an die Abreise. Die Jahreszeit schritt vor. Trauriges Ende der Saison, wenn man auch noch schwermütige Gedanken in sich trägt! Der Sommer wurde kühl, Muffet sah die Herzoginnen in ihr Herzogtum und die Malibran nach Paris abreisen. Die Spieltische wurden immer verlassen, und manchmal mischte sich unter ihre Besucher schon ein Bauer aus dem

Schwarzwald. Das Badeblatt kündet keine neuen Gäste mehr an, seine Listen wurden jeden Tag kleiner. Auf der Terrasse mit den fröstelnden Drangenbäumen schlossen sich die Verkaufsbuden. Die böhmischen Händler packten ihr trübe gewordenes Kristall ein und die Tiroler ihre zerstaubten Waren aus Hirschhorn. Die Walzer klangen matter, die seidenen Kleider der jungen Damen schienen verblichen, und die Abendkleider verloren ihren Glanz. M. de Muffet erwartete nichts mehr von Baden und von seinen Zerstreuungen. Was ihm hätte helfen können, wäre die Begegnung mit einer gleich schmerzlich gestimmten, gleich verwundeten und ihm dadurch verwandten Seele gewesen. Dies hätte ihn trösten, ihn heilen können. Aber solche Begegnungen hat man nicht an Badeorten und in Spielsälen. Also packte Muffet seine Koffer. Er verstaute den Frack und die Samtwesten, er schob unter die ledernen Taschentücher die zwei Bände die „Relia“, in denen er viel später, in einer Stunde der Abrechnung die Seiten auflebte, um die Widmung nicht mehr lesen zu können. Er packte auch die leeren Parfümflaschen ein, bezahlte den Wirt mit dem Geld, das er sich von dem guten Buloz aus Paris hatte schicken lassen, und kehrte über Straßburg heim. Er kam mit leeren Händen zurück. Die Einsamkeit hatte ihm erst recht seine Liebesgefühle gemerkt. Sie kälten ihn noch einen ganzen Winter lang. Aber das ist ein anderes Kapitel.

(Uebersetzung von Hadumoth Joho.)

F. Schweikert / Aus dem Leben von Vinzenz Lachner

Die Mannheimer Oper kann sich rühmen, in der langen Reihe ihrer Kapellmeister eine Anzahl hervorragender Musiker zu verzeichnen, die als Dirigenten und zugleich als Komponisten über die lokale Sphäre hinaus Geltung erlangten. Von ihnen allen hat keiner so lange den Kunstinteressen Mannheims gedient und ihnen die Kraft seiner besten Jahre geopfert, als Vinzenz Lachner. Während der 37 Jahre, da er über Mannheims Musikleben waltete, hat er es durch seine geistig-musikalische Potenz im Zusammenhang mit dem merkantilen Aufstieg der Stadt wieder einer Zeit der Blüte zugeführt. Zweihundsechzigjährig schied er von seinem in Ehren behaupteten Posten. Eine neue Kunst und mit ihr neue Kunstanschauungen, die der in klassizistisch-romantischen Kunstidealen Wurzelnde trotz aller Anpassungsfähigkeit sich doch nicht ohne weiteres zu eigen machen konnte, bedingte neue Männer. Der allerseits verehrte Meister zog sich von der Öffentlichkeit zurück und siedelte nach Karlsruhe über.

Als ich B. Lachner persönlich nahe trat, hatte er gerade seinen 80. Geburtstag gefeiert. Ich hatte aus diesem Anlaß in Musikzeitungen einen Artikel über ihn gebracht. Nun wollte er mich kennen lernen. Nie habe ich einen beweglicheren Greis, als er war, gesehen. Der kleine Mann mit dem großen Kopf, dem gutmütigen, von einem weißen Bartkranz umrahmten Gesicht, mit den lustig zwinkernden Augen hatte so gar nichts „Genialisches“ an sich. In anderer Umgebung hätte man ihn für einen Disfessischer halten können. Doch kaum hatte er die ersten Worte gesprochen, so erkannte man, daß ein bedeutender Mensch, ein scharfer Denker einem gegenüber saß.

Von da an kam ich öfters mit ihm zusammen. Er erzählte mir manches aus seinem Leben, insbesondere aus seiner Jugend. „Sie war recht hart, diese Jugend“, sagte er, „so hart, wie sie heute kaum mehr ein Künstler durchzukämpfen haben dürfte. Der Vater, ein vornehmer Musiker, der für seine Stellung als Organist eines kleinen Landstädtchens (Rain am Neck) große Geschicklichkeit und ungewöhnliche Kenntnisse besaß, bezog ein jährliches Gehalt von 127 Gulden. Damit mußte die 9 Köpfe zählende Familie auskommen. Es war nichts Seltenes, daß Frühstück, Mittagmahl und Abendessen sich auf ein einziges Stück Brot beschränkte. Und gar anno 1817, dem Jahr der großen Teuerung, mußte manchmal junges Laub das Gemüse liefern. Damit wir Kinder es dereinst besser hätten, sollten wir etwas Tüchtiges lernen. Der Vater unterrichtete uns in den Schulfächern und in der Musik. Das Studium der Musik war für Alle obligatorisch. Es fiel auch den Mädchen nicht schwer, lag doch der Toninn in unserm Aller Blut. Möglichst früh wurde mit der praktischen Musikausbildung begonnen. In der Regel auf einem Streichinstrument, dann kam das Klavier und zuletzt die Orgel an die Reihe. Auch die Mädchen mußten das Orgelspiel erlernen. Die Folge zeigte, daß dies recht nützlich war, denn als der Vater unvermutet starb, konnte die jüngere Schwester sein Organistenamt übernehmen und dadurch zur Ernährerin der Familie werden und die ältere lernte die Orgel derart meistern, daß sie beim Probispiel um die Organistenstelle zu St. Georg in Augsburg alle Bewerber aus dem Felde schlug. Sobald als möglich, mußten wir mit unserem Pfunde wuchern, indem wir in den Orten der Umgebung zum Tanze oder bei anderen passenden Gelegenheiten aufspielten. Das waren unsere Kunstreisen.“

Ich zählte 8 Jahre, als ich zum ersten Male auf die Kunstreise ging. Mit heißem Bemühen hatte ich mir so viel Fertigkeit auf einem kleinen Violoncello — in Wirklichkeit war es eine große Bratsche — angeeignet, daß mein Vater die Zeit für gekommen hielt, mit mir und der einen Schwester, die Violine spielte, nach der Stadt der Fugger und Welser zu ziehen, von der er sich für

seine Wunderkinder goldene Berge versprach. Den neun Stunden langen Weg von Rain nach Augsburg machten wir selbstverständlich zu Fuße.“

Wie die Kunstreise weiter verlief, die Kinder am zweiten Tage vor Müdigkeit und Hitze kaum mehr gehen konnten, ein mitleidiger Bauer sie auf seinen Wagen aufsitzen ließ, wie sie da alle einschließen, das Köhlein sich selbst überlassen, dem Strakengraben zu nahe kam, der Wagen umfiel, wie sie zum Glück nur einige Beulen davontrugen, das Pseudocello aber so beschädigt wurde, daß der erste Gang in Augsburg der zum Instrumentenmacher war, all dies schilderte Lachner in seiner launigen Weise. Dann fuhr er in seiner Erzählung fort, wie sie zuerst in den Kaffeehäusern, hierauf in den Bierlokalen und schließlich auf öffentlichen Plätzen sich hören ließen. „Wenn wir einige Duette gespielt und einige Lieder gesungen hatten, ging meine Schwester mit einem Teller bei den Zuhörern herum. Da sie ein hübsches Mädchen war, erhielt sie neben den Kupfermünzen, auch einige Groschen und Baken; von den erhofften Goldstücken ließ sich jedoch keines blicken.“

Dennoch brachten wir ein Goldstück mit nach Hause und zwar eines aus königlicher Hand. Das kam so. Ein von den Bewohnern Augsburgs vielbesuchter Platz vor der Stadt hieß die „Sieben Tische.“ Auch dahin gingen wir, sangen und spielten. Gerade waren wir im Begriffe, wieder nach der Stadt zurückzukehren, als eine mit vier Pferden bespannte Karosse vorüberfuhr, in der eine Dame und einige Kinder saßen. „Geschwind lauft der Kutische nach und spielt den Herrschaften etwas vor“, rief der Vater mir und der Schwester zu. So rasch wir konnten, eilten wir dem Wagen nach und sangen, noch waren wir ihm nicht ganz nahe, schon zu singen an. Die Insassen der Karosse nahmen indessen keine Notiz von uns. Beharrlich liefen wir aber neben ihr her und setzten unsere Musik unverdroffen fort. Endlich lächelte die Dame und befahl dem Kutische zu halten. Dann sprach sie zu dem neben ihm sitzenden Diener, der abstieg und mir ein in ein Papier gewickeltes Geldstück überreichte. Als der Vater das Papier öffnete, fand er einen Dukaten darin. Wie erstaunten wir aber, als uns Umstehende sagten: Die Dame sei die Königin Hortense von Holland mit ihren Kindern gewesen. Unter diesen war auch Prinz Louis, der nachmalige Napoleon III. Später, als ich das Gymnasium in Augsburg besuchte, sah ich den Prinzen häufig, da er unter dem Namen eines Grafen Saint Lee mit meinem Bruder Ignaz in die gleiche Klasse ging.“

Trotz der musikalischen Begabung seiner Kinder wünschte Vater Lachner nicht, daß alle seine Söhne den Musikerberuf erwählten. Franz sollte Pfarrer oder Beamter, Vinzenz Schulmann werden. So wünschte es der Vater; allein ehe sein Wunsch Gestalt annehmen konnte, starb er. Und wieder zeigte es sich, daß, wenn der Drang zur Kunst tief und stark aus dem Innern kommt, er sich nicht zurückdämmen läßt. Während Theodor, der älteste der Söhne in München ein Organistenamt gewann, schwamm Franz auf einem der großen Holzflöße die Donau hinunter. Um das Fahrgeld zu sparen, hatte er sich als Floßknecht verdingt. In Wien traf er noch mit Beethoven zusammen und trat in den Freundeskreis Franz Schuberts ein. Welche Zeit der Not und Entbehrungen er durchmachen mußte, bis sich ihm als Organist der evangelischen Kirche eine Existenzmöglichkeit bot, wie er angeht der großen Vorbilder an der geweihten Stätte der Kunst selbst zum großen Künstler heranreifte, Theaterkapellmeister in Wien, Mannheim und München wurde, wie er als Generalstimmus der Musik in der bayerischen Kunstmetropole lange Jahre das Musikleben beherrschte, das alles ist bekannt. Gleichsam als ihr

Pionier schuf er seinen Brüdern Ignaz und Vinzenz die erste Etappe auf deren Künstlerlaufbahn. Beide folgten ihm in Abständen ebenfalls nach Wien, um der Reihe nach von der gleichen bescheidenen Organistenstelle aus gemäß ihrem ureigenen musikalischen Element sich zu Dirigenten von Rang zu entwickeln. Wie stets der ältere Bruder den jüngeren in seine Position einrückte, ließ und ihm dadurch das Fortkommen erleichterte, das ist ein schöner Zug starken Familiensinns. Die drei Brüder hingen zeitlebens in seltener Weise aneinander. Einmal im Jahre kamen die „drei Hofkapellmeister“ an einem bestimmten Orte zusammen und da mußte Vinzenz als der Jüngste das Köfferlein tragen, in dem das für den gemeinsamen Ausflug Notwendige verstaubt war.

Vinzenz Bachner war bis zu seinem infolge eines Schlaganfalls jäh erfolgten Tode von bewundernswerter Elastizität des Körpers und des Geistes. Ich war Zeuge, wie er, schon die Nützlichkeit hinter sich, seine nicht lange vorher im Druck erschienene Vincta-Arie — die Kammerfängerin Frau Hoed-Bachner sang sie — mit dem Feuer und der Straffheit eines jungen Kapellmeisters dirigierte. Die Geschichte dieser Arie entbehrt nicht ganz der Pikan-

terie. Von dem Berliner Komponisten Richard Wüerst (1824 bis 1881) sollte dessen Oper „Vincta“ in Mannheim erstmals zur Aufführung kommen. Die damalige Primadonna der Mannheimer Oper weigerte sich, die Arie, die ihre Rolle zu krönen bestimmt war, zu singen, weil sie ihr zu wenig dankbar erschien. Ein neues Gesangsstück von Wüerst zu erlangen, war fraglich. Auch drängte die Zeit. Rasch entschlossen, schrieb Bachner eine Einladung, die die Sängerin zufrieden stellte. Er beruhigte sein Gewissen wegen seines Eingriffs in die Autorrechte des Andern in der sicheren Annahme, daß dieser nicht zur Aufführung erscheinen werde. Wie unangenehm überrascht war aber Bachner, als er Wüerst in derloge des Intendanten sitzen sah. Dank des Beifalls, den die unter dem Namen des Opernkomponisten segelnde Arie beim Publikum auslöste, kam Bachner über die Verlegenheit hinweg.

Die „Vincta“ und mit ihr alle andern Opern Wüerst's hat die Flut der Zeit verschlungen. Erhalten blieb nur die Arie, die nach dem Tode des Komponisten der Oper von ihrem wirklichen Schöpfer herausgegeben, sich als erfolgreiches Feld den Konzertsaal erobert hat.

Karl Jörger / Der Heimweg

— „Nichts feil? — Nichts feil?“ —

Der Dorfsänger Flori zog auf dem Viehhandel von Malsbach her gegen Neuweiler. Sein Enkelbub, der kleine Trudpert, trippelte hinter ihm drein.

Es war ein heißer Samstagmittag vor Pfingsten. An der Felsbalde brannte der Ginter in greßer Sonnenglut. Zwei weiße Dunststreifen glitten wie friedlicher Herdrauch durch das weite Himmelsblau, fern über der Rheinebene hing jedoch ein prallgelber Wolkenballen.

Holzarbeiter, welche bei der Oberen Mühle einen Baumstamm zersägen, schenken dem Trudpert ein dickbelegtes Speckbrot. Unter dem Kirschbaum beim Dorfeingang sah ein Großvater, wiegte das Enkelkind auf den Knien und hielt ihm sorglich den Schoppen. Das Vieh malmt hinter den Stalltüren oder zerrte unruhig an den Ketten. Lärmend schossen die Schwalben in niederen Bögen um die Dachfirste. Beim Haus mit dem Bildstüchel schüttelte die Bürrin just den Inhalt des Nachhafens mit sicherem Schwunge aus dem Kammerfenster über das Kressenbeet. Nach des Mehgerfrühen Behauptung würden die Kressen durch solchen Zusatz besonders zart und schmackhaft.

Bevor der Flori mit dem Buben nach Eissental umbog, kehrte er zu kurzer Rast im „Rebstock“ ein. Ein Orchestrion schrie seine blechernen Töne in die leere Wirtsstube. Des Rebstockwirts jüngstes Maidlein rutschte auf dem Boden herum. Der Trudpert hüpfte munter nach der rundlichen Wirtstochter und fakte herzhaft ihre Hände. Das Maidlein starrte zunächst den Buben mit großen Augen an, dann drehten sich die beiden Kinder unermüdet nach dem Takte der Musik im Kreise.

Der Tanz machte dem dicken Maidlein ordentlich zu schaffen. Dieweil es hastend die Bäckerin aufholte, wirbelte es der übermühtige Trudpert stets rascher herum.

Als der Flori mit dem Buben aus dem „Rebstock“ trat, hatte der Himmel sich plötzlich schwarz überzogen. Hinter der Hügelwand wetterleuchtete es. Die beiden Wanderer schritten wacker aus, aber schon beim Steinkreuz an der Weggabelung brach das Unwetter los. Blitzschläge wütheten in die hohen Baumkronen, und Donnerwirbel grollten ohne Pause. In breitem Gucke strömten Regenfluten. Sturmwind sprang die Senkung herauf und schleuderte den einsamen Fliehenden, welche in dem Dämmerlichte nur mühsam vorankamen, dicken Wasserschwall ins Gesicht.

Alle Bergkluppen in der Runde waren schwer verhangen, und nirgends zeigte sich eine Aufhellung. Da zog der Flori seinen herben Bauernkittel aus und packte den Enkelbuben fürsorglich hinein. Er selbst stampfte in dünner Bluse weiter. Von Zeit zu Zeit sah der kleine Trudpert, wie der Flori-Großvater die klatschende Bluse über Schultern und Kopf hochwand und austrang.

Aus den Nebstüden am Echartenberg gurgelten lehmige Bäche, und stellenweise wateten die beiden bis über die Knöchel im Wasser.

In Hause stellte die Schwiegertochter einen kräftig geschmälzten Brägel auf den Tisch. Der Flori stocherte ein wenig daran herum, legte dann den Köffel zur Seite und tappte in seine Kammer.

Er fror und seine Zähne knackten knirschend aufeinander. Rasch stieg das Fieber. Am andern Morgen hüftelte der Kranke heiser und redete irr. Der Bühler Doktor blickte nach der Untersuchung den Buben unter der Haustüre ernst an:

— „Lungenentzündung! — Wie alt ist Euer Vater jetzt?“ —

— „Fünfundsechzig, Herr Doktor!“ —

— „Bei seinem hohen Alter müßt Ihr mit allem rechnen.“ —

Durch die ganze Pfingstwoche blieb Floris Fieber nahezu in gleicher Höhe. Die Kiesel, sein ältestes Enkelkind, sah Tag und Nacht vor seinem Lager und tat dem Kranken alle Handreichungen. Nur die Schwiegertochter duldete der Dorfsänger nicht in der Stube. Sie kam aus dem Geschlechte der Wolberer, und die Leute aus jener Familie kannten nur Schaffen und Raffen, Hasten und Jasten. Sie waren fest überzeugt, wenn sie einmal die Arbeit einstellten, ginge die Welt unter. Wie oft schon hatte der Flori den Arbeitseifer der Schwiegertochter durch launische Mahnung eingebämmt:

— „Martha! Martha! Du machst dir Sorge und bekümmerst dich um gar viele Dinge. Eines nur ist notwendig!“ —

Dann aber fand er eines Tages in einem Briefe, den sie der alten Wolberin schrieb, ein unschönes Urteil:

— „Der Schwiegervater ist der alte noch. Er schafft den ganzen Sommer nichts, sitzt in der Kammer und liest die Zeitung. Man muß ihm alles in der Wirtschaft tun.“

Von jener Stunde an beschränkte er den Redewechsel mit seiner Schwiegertochter auf den Morgen- und Nachgruß.

Zum Samstag vor Dreifaltigkeit sank das Fieber; der Kranke wurde munterer. Der Hennhöfer kam nachmittags aus dem Tal und übernahm den Rest Schlagholz aus dem Waldstück, welches der Flori bei der Uebergabe für sich zurückbehalten hatte. Während der Kranke die Geldscheine auf dem Deckbette zusammenschichtete, zuckte ein fernes Lächeln in seinen Mundwinkeln:

— „Jetzt holt noch den Schreiner Marx, damit er mir den Totenbaum annimmt, dann ist alles ins reine gebracht!“ —

Als der Sonntag Dreifaltigkeit dämmernd ins Dorf zog, begann der Flori dumpf zu röcheln. Die Kiesel, welche die lange Nacht bei ihm gewacht hatte, stützte ihn aus den Kissen hoch. Da streckte er starr die Hand gegen das Fenster:

— „Die Schatten kommen! — Die Schatten!“ —

Darauf sank er schwer zurück. Die Kiesel sprang auf, verhängte den Spiegel, öffnete die Läden und löschte das Feuer in der Küche.

Der Dorfsänger Flori war tot.

Drei Tage später trugen ihn die Eissentäler auf den Kirchhof. Der Lehrer kam mit seinen Schulkindern heraus, die Kinder sangen das Grablied:

— „Neben den Sternen wohnet Gottes Frieden,
und Siegespalmen winken dem Gerechten.
Scharen der Seligen singen
des Empfanges heilige Hymnen.“ —

Hohl schlugen die Erdschollen auf den Sarg, von dem Fliederstrauch aber rieselten weiße Blütenblätter über den dunklen Grund.

Karl Jörger / Sommerrose

Du bist die Sommerrose,
in Duft und Lichtem Schein
erblüht du, Matellose,
schneeweiß und lilienein.

Der Gärtner hält im Schreiten
besetzt vor dir an
und senkt das Haupt bescheiden
und wagt nicht, dir zu nahen.